

tergrundmaterial versteht, so auch in der Ausarbeitung zur vorliegenden Gebetsmeinung mit einer Liste der internationalen Organisationen wie der Geschichte der Weltkongresse für das Laienapostolat samt dem Programm des bevorstehenden Dritten Weltkongresses für das Laienapostolat). Diese kurze Auswahl genüge, um zu zeigen, daß die Probleme, die man vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken kennt, hier vervielfältigt erscheinen.

Verschiedene Prinzipien

3. Man versteht nun, warum bereits für den Vormonat dieses Weltkongresses das Gebet der Gläubigen auf die Lösung einer schier unlösbar erscheinenden Aufgabe, der fruchtbareren Zusammenarbeit der Organisationen, gerichtet wird, denn mit auch immensem Sachverstand allein wäre sie nicht zu bewältigen. Ohne daß man den einzelnen, nach und nach aus besonderen historischen Antrieben erwachsenen Organisationen Gewalt antut, wird man die Frage wohl nur dann auf die Bahn künftiger Lösungen bringen können, wenn erstens der konkrete Schwerpunkt, also das Thema von *Populorum progressio* festgehalten und wenn zweitens das theologische Problem einer Neuordnung des Apostolats der aktiven Laien in Angriff genommen wird.

Ohne hier auf die Einzelheiten der Entstehungsgeschichte der verschiedenartigen internationalen katholischen Organisationen einzugehen, insbesondere auf die singuläre und durchaus nicht als Norm geeignete Entstehung der „Katholischen Aktion“, müssen doch einige beherrschende Prinzipien dieser Organisationsformen im Unterschied zu neuen Ansätzen des Laienapostolats bedacht werden, zumal, da sie auch auf dem Konzil in Gegensatz zueinander traten und nur notdürftig mit einem „Sowohl-Als-auch“ verbunden worden sind. In der „Katholischen Aktion“, die auf dem hierarchischen Mandat beruht, sind die Laien nur Helfer des Klerus zur Verteidigung kirchlicher Rechte gegenüber einer säkularen Umwelt. Ihre Struktur wird ähnlich wie bei den „Werken“ von einer paternalistisch verstandenen geistlichen Führung mit folgsamer passiver Laienschaft bestimmt. Bei dem in Frankreich aufgekommenen spezialisierten und mehr missionarisch verstandenen Apostolat sind Priester zwar Führer, aber die Laien sind aktiv. Oft nehmen die als Pioniere wirkenden Priester (z. B. Arbeiterpriester) die Lebensweise der Laien an. Darüber hinaus ist unter den Anforderungen der modernen Welt in vielen Ländern ein nichtorganisiertes Apostolat kleinerer Gruppen entstanden, das auf dem Konzil sein Lebensrecht geltend machte. Das Laienkapitel der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* hat ihm das „sakramentale“ oder gar das prophetische Mandat zuerkannt (vgl. z. B. Abschnitt 35). In diesem Konzept ist der traditionelle Begriff der „Welt“, der die sakrale Wirklichkeit der Kirche als die andere und neue Welt entgegensteht, in Auflösung geraten, ebenso wie das zu anspruchsvolle unrealistische Programm einer „Verchristlichung“ dieser Welt als ganzer, sei es durch soziale Aktivität, sei es durch „Fortschritt“ im Sinne der neuen Enzyklika.

Freiheit für die Pioniere

Diese Entwicklung ist erst in den Anfängen. Es muß noch der ontologische Bezug zwischen Heil oder Gnade und Umwandlung der vorgegebenen „Natur“ durch Wissenschaft und Weltdurchdringung erlernt werden. Jeder

Schritt in dieser Richtung führt Laien zu neuen Initiativen und daher zwangsläufig zu einer „zeitweiligen Desinkarnation“, d. h. zur Herauslösung der zur Mündigkeit herangereiften Gläubigen, oft sogar der Priester und Ordensleute, aus den traditionellen Verbänden, denen sie durch tiefere Einsichten in die neue Verantwortung der Christen für diese sich wandelnde Welt entwachsen sind. Die alten hierarchisch-paternalistischen Strukturen sind zu schwer, zu belastend geworden, sie behindern die freien Initiativen oder — um einen bemerkenswerten Begriff des Neutestamentlers Ernst Käsemann vom 13. Deutschen Evangelischen Kirchentag zu gebrauchen — das notwendige „Partisanentum der Christen“ in der säkularen Gesellschaft durch „zuviel Management“ in der Kirche. Diese Denkweise ist übrigens den Pionieren des katholischen Laienapostolats entlehnt. Yves Congar OP hat wohl als erster vor vielen Jahren aus der Erfahrung des christlichen Widerstandes unter der Hitlerdiktatur in Frankreich vom „maquis“ der Christen in dieser Welt gesprochen, und damit meinte er nicht die katholische Aktion der damals gelähmten Hierarchie.

Das neue, aus freiwilligen Initiativen erwachsende und weitgestreute Engagement kleinerer Laiengruppen braucht seine Zeit, bis es zu seiner organisierten „Inkarnation“ gefunden hat und nach Gesetzen geordnet werden könnte, wenn es überhaupt je möglich ist, es dem Gesamtapostolat der Kirche einzuplanen. Auf jeden Fall wird dieser Pluralismus katholischer Initiativen einer Anerkennung bedürfen. Die von der Gebetsmeinung gedachte fruchtbarere Zusammenarbeit der internationalen katholischen Organisationen muß auch in den Überlegungen des Dritten Weltkongresses für das Laienapostolat offen bleiben für die neuentspringenden Organisationsformen und ihre größere Geschmeidigkeit. Sie stellen zur Zeit das Kostbarste für die gewünschte Präsenz der Kirche in der Welt dar. Man kann sie noch nicht „verwalten“ und sollte sie erst recht nicht vorzeitig beschneiden und dirigieren. Die Entwicklung muß freie Bahn haben, unbeschadet der hierarchischen „Wachsamkeit“ und der Notwendigkeit, die internationalen Verbände auf ein großes praktisches Ziel hin zusammenzuführen. Zu dieser Offenheit wird einiges beitragen, daß einzelne katholische Organisationen auf internationaler Ebene zu ökumenischen Begegnungen und Gedankenaustausch gefunden haben wie neuerdings in Taizé die Frauenorganisationen. Man sollte überhaupt nicht vergessen, daß diese Gebetsmeinung einen angewandten Ökumenismus impliziert. Auch auf internationalem Boden katholischer Laienaktivität ist das Getto längst verlassen. Es führt kein Weg zurück.

Daß Christen und Mohammedaner sich aufrichtig um ein gegenseitiges Verständnis bemühen. Missionsgebetsmeinung für September 1967

In seiner Schrift „Mohammedaner und Katholiken“ (München 1961, S. 8) betonte der 1962 verstorbene Missionswissenschaftler Thomas Ohm OSB: „Was die Christen im Zusammenleben, Zusammenun mit den Moslems und in ihren Bemühungen um diese

brauchen, sind nicht oder weniger neue Stationen, Kirchen, Klöster, Schulen, Krankenhäuser, nicht neue Forschungen, Studien, Bücher, nicht neue Techniken und Methoden, nicht einmal neue Ideen — an all dem hat es nun in letzter Zeit nicht gefehlt —, sondern ist ein neuer Geist.“

Die von Ohm erhobene Forderung hat in der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (*Nostra aetate*) die konziliare Bestätigung erhalten: „Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den Lebendigen und in sich seienden barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. Sie mühen sich, auch seinen verborgenen Ratschlüssen sich mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische Glaube sich gerne beruft. Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria, die sie bisweilen auch in Frömmigkeit anrufen. Überdies erwarten sie den Tag des Gerichtes, an dem Gott alle Menschen auferweckt und ihnen vergilt. Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebenshaltung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten. Da es jedoch im Lauf der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslimen kam, ermahnt die Heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen“ (*Nostra aetate*, Abschnitt 3).

Vornehmlich zwei Gründe sind es, die eine fruchtbare Begegnung von Christen und Muslimen aufs äußerste erschweren. Einmal sind beide von der unüberholbaren Absolutheit ihrer je eigenen Religion zutiefst überzeugt, so daß die einen in der Religion des anderen nur eine Irrlehre zu sehen geneigt sind. Zum zweiten sind durch die spannungsreichen negativen Auseinandersetzungen in den Formen eines „heißen“ oder „kalten Krieges“ während des vergangenen Jahrtausends Belastungen eingetreten, die auf beiden Seiten den Blick für das eigentliche Wesen und die faktisch vorhandenen Werte der jeweiligen Religion beträchtlich getrübt oder gar verstellt haben.

Historische Belastungen

Diese hier nur angedeuteten Gründe haben ein Klima geschaffen, das für eine sachgemäße Begegnung und ein geschichtsgerechtes Verständnis wenig günstig ist. Schon ein kurzer historischer Überblick zeigt, daß die Beziehungen zwischen Christen und Muslimen mehr Schatten- als Lichtseiten aufweisen. Johannes Damaskenus nannte den Islam „die völkerverführende Sekte der Ismaeliten, die die Vorläuferin des Antichrist ist“. Thomas von Aquin bemühte sich in der auf Anregung des Raimund von Peñafort geschriebenen und als Handbuch für die Islammissionare gedachten „*Summa contra gentiles*“ und in dem Opusculum „*De rationibus fidei contra Saracenos, Graecos et Armenos*“ um sachliche Apologetik, und Wilhelm von Tripolis war der Überzeugung, daß die islamischen Weisen dem christlichen Glauben naheständen. Vor allem aber Raimund Lullus, „der größte Mohammedanermissionar des Mittelalters“ (B. Altaner), setzte sich für eine friedliche Auseinandersetzung, ja für offenen Kontakt ein (vgl. R. Sugranyes de Franch, Ramon Lull, Docteur des Missions, „*Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft*“, 6. Jhg. [1950], S. 81—93 und S. 193—206). Das Zweite Vatikanum hat nun unmißverständlich verdeutlicht, daß nur ein bereitwilliges Hinhorchen auf den Anders-

gläubigen zu einer echten Begegnung und zu einem aufrichtigen Verstehen führen kann. Jeder Dialog wird im Ansatz schon verunmöglicht, wenn man von einer engbrüstigen, kurzatmigen und angstbesessenen Polemik her sich vorwiegend nur mit den „schwachen Punkten“, Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten des Partners befaßt (wie leicht können solche Argumentationen übrigens zu einem Bumerang werden!) oder von oben herab durch eine primitive Schwarzweißmalerei den „Gegner“ zu „erledigen“ versucht. Es ist stets eine höchst fragwürdige Sache, wenn man das Christliche nur dadurch richtig zu würdigen glaubt, wenn man das Vor- und Außerchristliche nur und allein negativ sieht und wertet. In welchem Ausmaß eine solche „Apologetik“ noch in unseren heutigen Missionspublikationen anzutreffen ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Was aber die Auseinandersetzung mit dem Islam betrifft, wird man leider festhalten müssen, daß ein vorkonziliares Denken noch keineswegs allerorten überwunden ist.

Ferne und Nähe

Eine Befragung des Islams zeigt, daß Mohammed zwar manche Kenntnisse von Einzelheiten der christlichen Lehre hatte. Über Jesus finden sich im Koran ehrenvolle Aussagen wie über keinen der vor ihm lebenden Propheten; auch Maria (Maryam: die Dienende) nimmt im Islam eine bedeutsame Stellung ein (vgl. hierzu die Beiträge von J. Henninger, *Spuren christlicher Glaubenswahrheiten im Koran*, „*Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft*“, Jahrgänge 1945 bis 1950). Aufs Ganze gesehen aber hat Mohammed das Christentum doch nur fragmentarisch kennengelernt, dazu aus meist häretischen Quellen und Apokryphen, und aus den bruchstückhaften Elementen ein widersprüchliches und verzerrtes Bild zusammengesetzt: Verstandenes steht neben Unverstandenen, Klares neben Verworrenem, Wahres neben Erdichtetem.

Die Beurteilung des Judentums und des Christentums durch den Islam kommt in der Darstellung eines hervorragenden Kenners des Islams, Titus Burckhardt, anschaulich zum Ausdruck: „Der Islam betrachtet die jüdischen und christlichen Gesetze und Riten im ganzen nicht als Irrglauben, aber er sieht diese beiden Traditionen hinsichtlich der Doktrin als unvollständig an. Diese Vorstellung kommt in einem islamischen Heiratsgesetz zum Ausdruck; es untersagt einer islamischen Frau, sich mit einem Juden oder Christen zu vereinen, erlaubt jedoch einem Mohammedaner, eine Jüdin oder Christin zu heiraten. Das Judentum und das Christentum haben nach dem Gutachten der islamischen Tradition weiblichen Charakter; tatsächlich vertreten sie die ursprüngliche Tradition nur passiv und unbewußt, während der Islam aktiv die Einheit bestätigt... Der Islam umfaßt im Prinzip die anderen Traditionen, die von der Nachkommenschaft Abrahams abstammen. Er entspricht dem Mann, der mehrere Frauen heiraten kann, während eine Frau durch ihre psychische Exklusivität ihrem Wesen nach nur einen einzigen Mann haben soll“ (*De la Thora, de l'Évangile et du Coran*, in: „*Revue des Études traditionnelles*“, 1938, S. 332; zitiert nach P. Rondot, *Der Islam und die Mohammedaner von heute*, Stuttgart 1963, S. 193 f.).

Mag auch das Verhältnis Mohammeds zu Judentum und Christentum in der mekkanischen Periode als in gewisser Hinsicht „tolerant“ angesprochen werden, im Laufe der

Zeit (besonders nach der Rückkehr Mohammeds von Medina nach Mekka [630]) ist daraus immer stärker ein antagonistisches geworden. Und dieser Antagonismus ist dann das Grundempfinden des Islams gegenüber dem Judentum und dem Christentum geworden. Die Aufforderung, Christ zu werden, empfindet der Muslim als Anachronismus: für den Muslim hat Mohammed als das „Siegel der Propheten“ (Sure 33, 40) alle vorangehende Offenbarung in seine Offenbarung zusammengefaßt. Der eigentliche Erbe des eigentlichen Christlichen ist nicht der vollendete Christ, sondern der vollendete Muslim. Eine Gegebenheit, die in der Begegnung von Christen und Muslimen beachtet werden muß, weil sie entscheidend den religiösen Lebensstil prägt.

Die komplexen Schwierigkeiten, die sich einer Begegnung von Christen und Muslimen entgegenstellen und einen sachgemäßen Dialog belasten, ein gegenseitiges Verständnis erschweren, lassen sich vielleicht auf die Formel bringen: Sie sind sich zu fern, um einander zu verstehen; und sie sind sich zu nahe, um unbeteiligt aneinander vorübergehen zu könnten.

Neue Wege der Islammission

Diese Nähe und Ferne führen zu der (zweifelloso für viele Islammissionare schmerzhaften und ihre Arbeit erschwernenden) Erkenntnis, daß die Missionsarbeit im alten Stil zu Ende ist. Damit soll nun nicht behauptet werden, daß alles und jedes in der bisherigen Islammission einfach falsch war. Es gibt in der Geschichte der Islammission des Lebendigen, Strahlkräftigen, Wegweisenden viel. Aber gerade die Anerkennung und Wahrung dieser christlichen Erfahrungen fordert das Wagnis neuer Wege, den Mut zum Wandel und zur Metanoia. „Die Christen haben bisher immer nach dem geforscht, was bei den Mohammedanern falsch und verkehrt ist und anders werden muß, wenn die Mohammedaner gewonnen werden sollen. Besser wäre es für die Christen zu fragen, was bei ihnen, bei den Christen, vor allem in ihrer Haltung und in ihrem Verhalten gegenüber den Moslems, falsch und verkehrt war und noch ist, und sich dann entsprechend umzustellen“ (Th. Ohm, a. a. O., S. 72).

Die Islammission bleibt gewiß eine Verpflichtung. Die missionarische Aufgabe und Vollmacht der Kirche ist überall und in jeder Lage ein und dieselbe, auch wenn sie, je nach der raumzeitlichen Situation, nicht in der gleichen Weise ausgeübt wird. Der Erfolg solcher Mission wird aber weniger von extensiven Leistungen als von der zeugnisegebenden Intensität des Glaubens abhängen. In diesem Zusammenhang darf ruhig einmal gesagt werden, „daß auch das Vertrauen auf die statistisch meßbare Christlichkeit heute noch viel radikaler in Frage gestellt werden müßte und vielfach erst dann, wenn Erfolg und Mißerfolg nicht mehr alljährlich statistisch vorzuweisen sind, eine ruhigere, offenere und ehrlichere Diskussion über die konkreten Imperative einer Region möglich wird“ (H. Waldenfels, Zum Gespräch der Christenheit mit der nichtchristlichen Welt, „Kairos“, 8. Jhg. [1966], S. 190).

Für Charles de Foucauld, der zwölf Jahre lang in einer Einsiedelei im Herzen der Sahara unter den Tuareg ein Leben der Christusnachfolge lebte und von den Muslimen wie ein Heiliger verehrt wurde, hieß Verkündigung der Frohbotschaft in Demut und Lauterkeit Zeugnis ablegen, ein lebendiges Evangelium werden, die Liebe Christi „mit dem ganzen Leben schreiben“. Die Wahrheit

Gottes und Christi nicht mit rationalistischen Beweisen zu begründen, sondern sie zu zeigen und vorzuleben war das Ziel seines Weges. In einem seiner Briefe schreibt er: „Es handelt sich auch nicht eigentlich um die Verkündigung des Evangeliums; ich bin dessen weder würdig noch fähig, und die Stunde dazu ist noch nicht gekommen; es handelt sich vielmehr um die Vorbereitung auf die Verkündigung, das Erwecken des Vertrauens und der Freundschaft, des Gefühles der Vertrautheit und der Brüderlichkeit bei den Hoggar und den Taitok“ (Charles de Foucauld, Der letzte Platz, Einsiedeln 1958, S. 40; vgl. M. Carrouges, Charles de Foucauld, Freiburg 1958; J.-F. Six, Das Leben von Charles de Foucauld, Freiburg 1966).

Auf Ch. de Foucauld gehen die „Kleinen Brüder“ und „Kleinen Schwestern“ zurück. Diese Brüder und Schwestern widmen sich nicht unmittelbar dem Missionswerk, sondern wollen die Nichtchristen „durch ihre Anwesenheit, durch die Feier der Liturgie und die Übung der evangelischen Tugenden zu gewinnen suchen“ (vgl. „Die katholischen Missionen“, 62. Jhg. [1943], S. 23).

Auch den Benediktinern von Toumliline im mittleren Atlas (Marokko) geht es nicht in erster Linie um eine Missionierung im üblichen Sinn. Diese Mönchsgemeinde beschreitet neue Wege der Begegnung mit dem Islam aus einer Atmosphäre des Vertrauens, der Partnerschaft und der Brüderlichkeit. Besonders bekannt geworden sind die internationalen Sommerkurse von Toumliline, die der Begegnung der Völker dienen (vgl. E. des Allues, Das Buch von Toumliline, Wien 1963).

Wir wissen nicht, wie weit wir noch von dem Ziel des aufrichtigen gegenseitigen Verständnisses entfernt sind, aber wir müssen versuchen, den Weg der kleinen Schritte zu gehen, auf dem wir als Christen den Bekennern des Islam begegnen können: in Sachkenntnis, Hochschätzung, Geduld und Verständnisoffenheit; begegnen nicht bloß in passiver mehr oder weniger friedlicher Koexistenz, sondern in Proexistenz, in der man sich selbst wagt. Ein engagiertes Gespräch mit dem nichtchristlichen Partner ist zuerst und vor allem eine geistliche Angelegenheit. Es muß geführt werden in einer Art, die beider würdig ist. Wo dieser Ernst nicht bestimmend ist, sind alle Versuche eines Verstehens nichts als ein Glasperlenspiel.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem Vatikan

Vatikanische Vorgänge und Veränderungen

Am 26. Juni fand die Kreierung der bereits seit Ende Mai ernannten 27 Kardinäle statt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 308 ff.). In seiner Rede während des geheimen Konsistoriums nannte der Papst vier Gesichtspunkte, nach denen die Neuernennungen erfolgten: die öffentliche Anerkennung verdienter Männer als Mitglieder der Kurie, als Bischöfe oder Apostolische Legaten; die Berücksichtigung der geographischen und personalen Pluralität der Kirche; die Notwendigkeit, bei der „Größe unserer Verantwortung“ und der „Dringlichkeit der anstehenden Probleme“ die Mithilfe erfahrener Männer in Anspruch zu nehmen; die Repräsentierung der „Merkmale der Einheit und der Katholizität der Kirche“ angesichts der „Uneinigkeit und des Mißtrauens unter den Völkern“. Diese Kriterien spiegeln die Bedeutung der